

Der NEW YORK TIMES-Bestsellerautor

JOE HILL

FIREMAN

ROMAN



HEYNE

und irgendwie auch beleidigt.

»Doch. Feuerwehrautos haben solche Leitern«, sagte Al und biss in sein Milchbrötchen.

Während der heißen, schwülen Hochsommertage, in denen eine scheinbar beherrschbare Krise sich ziemlich rasch zu einer ganz und gar nicht mehr beherrschbaren Katastrophe auswuchs, war der taube Junge nicht der einzige Patient, der aus dem Portsmouth Hospital verschwand. Auch eine Frau, die sich mit der Seuche infiziert hatte, kam noch lebend heraus, bevor alles in Rauch aufging – und zwar nicht metaphorisch, sondern im wahrsten und buchstäblichsten Sinne des Wortes.

Den ganzen Monat lang kam der Wind von Norden her und brachte einen braunen Dunst mit sich, der sich entlang der Küste von New Hampshire über die gesamte Küstenregion legte. Der trübe Schleier wurde von den Bränden in Maine verursacht, denn der ganze Bundesstaat war von der kanadischen Grenze bis hinunter nach Skowhegan in Flammen aufgegangen, und das Feuer hatte Hunderte Quadratmeilen Wald mit Tannen- und Kiefernbeständen in Asche verwandelt. Es gab keine Möglichkeit, diesem allgegenwärtigen Brandgeruch zu entfliehen. Überall roch es süßlich-herb nach frisch verbrannten Nadelbäumen.

Der Gestank verfolgte Harper noch bis in den Schlaf, denn jede Nacht träumte sie davon, wie sie mit ihrem Bruder Connor vor einem Lagerfeuer am Strand saß und Hotdogs grillte. Manchmal verwandelten sich die Wiener Würstchen am Ende des Holzspießes in verkohlte Menschengesichter. Manchmal wachte sie laut schreiend auf, und auch sonst schreckte sie sehr oft aus dem Schlaf, weil jemand in ihrer Nähe schrie. Die Krankenschwestern schliefen in Schichten und hatten sich eine leer geräumte Abstellkammer im Keller als Schlafzimmer eingerichtet. Alle litten unter Alpträumen.

Die Infizierten wurden im Krankenhaus in zwei Gruppen aufgeteilt: die mit »normalen Symptomen« und die »Schwelbrand-Patienten«. Die Schwelbrand-Patienten sonderten ständig Rauch ab und konnten jeden Moment in Flammen aufgehen. Rauch stieg aus ihren Haaren und quoll aus ihren Nasenlöchern, ihre Augen trännten ununterbrochen. Die Dragonscale-Male auf ihrer Haut waren so heiß, dass sie Latexhandschuhe zum Schmelzen brachten. Sie hinterließen Schmauchspuren auf den Toilettensitzen und in ihren Betten. Außerdem waren sie extrem gefährlich, nicht zuletzt deshalb, weil sie in ihrem glimmenden Zustand ständig am Rande der Hysterie standen. Die Frage war allerdings, was Ursache und was Wirkung war: Gerieten sie in Panik, weil ihre Körper ständig Rauch absonderten, oder fingen sie an zu rauchen, weil sie in Panik waren? Harper war sich da nicht sicher. Sie wusste nur, dass man in ihrer Gegenwart extrem vorsichtig sein musste, denn sie schrien nicht nur ständig, sie bissen auch. Und heckten völlig verstiegene Pläne aus. Manche wollten die Sonne vom Himmel holen, andere glaubten, sie hätten sich in einen Feuerdrachen verwandelt, wollten aus dem Fenster springen und davonfliegen. Wieder andere waren davon überzeugt, die Ärzte würden ihnen bestimmte, wirkungsvolle Medikamente vorenthalten, weil sie sehr rar waren, und versuchten, ihre scheinbaren Widersacher als Geiseln zu nehmen. Sie

schlossen sich zu Armeen zusammen, hielten Kongresse ab und gründeten Religionen. Manche planten Staatsstriche, andere schürten Aufstände, wieder andere praktizierten abseitige kultische Handlungen.

Die anderen Patienten trugen zwar das Dragonscale-Muster auf der Haut, waren ansonsten aber körperlich und emotional völlig normal, bis zu dem Moment, an dem sie sich selbst entzündeten. Natürlich litten sie unter Todesangst, wussten nicht, wohin mit sich, und hofften verzweifelt, jemand würde noch rechtzeitig ein Mittel gegen die Seuche entwickeln, bevor es mit ihnen zu Ende ging. Viele kamen ins Portsmouth Hospital, weil es Gerüchte gab, die anderen Krankenhäuser würden ihre Patienten direkt in das Lager in Concord schaffen, das vor einigen Wochen eine Inspektion durch das Rote Kreuz abgelehnt hatte und vor dessen Eingangstor ein Panzer stationiert war.

Im Krankenhaus waren inzwischen sämtliche Stationen überfüllt, aber der Zustrom der Infizierten riss nicht ab. Die Cafeteria im ersten Stock war in einen riesigen Schlafsaal umgewandelt worden, wo die Gesündesten der Infizierten untergebracht waren. In diesem Raum traf Harper zum ersten Mal auf Renée Gilmonton, die sich von den anderen Anwesenden schon allein dadurch unterschied, dass sie die einzige schwarze Person inmitten von zweihundert Patienten war. Renée meinte, es sei leichter, in New Hampshire einen Elch zu finden als einen Afroamerikaner. Und fügte hinzu, dass sie deshalb schon lange daran gewöhnt sei, angestarrt zu werden, als würde ihr Kopf in Flammen stehen und Rauch von ihr aufsteigen.

Die Pritschen waren wie ein Labyrinth angeordnet und nahmen den gesamten Raum der Cafeteria ein, und Renée Gilmonton hatte sich den Platz genau in der Mitte ausgesucht. Sie war hier schon Patientin gewesen, bevor Harper Ende Juni ihre Arbeitsstelle im Krankenhaus angetreten hatte, und inzwischen unter den Anwesenden diejenige, die am längsten mit dem Virus infiziert war. Sie trug eine Brille, war um die vierzig, hatte einen wohlgerundeten Körper und ein paar graue Strähnen in ihren geflochtenen Zöpfen. Und sie war nicht allein, sondern hatte einen eingetopften Pfefferminzstrauch namens Daniel und ein Foto von ihrer Katze mitgebracht, die auf den Namen Mr. Truffaut hörte. Wenn sie nicht mit anderen Menschen redete, sprach sie mit ihnen.

Aber Renée war selten allein. Vor ihrer Infektion hatte sie im Wohltätigkeitsbereich gearbeitet. Sie hatte wöchentliche Pfannkuchenfrühstücke in einem Waisenhaus organisiert, hatte Häftlingen im hiesigen Gefängnis Englischunterricht erteilt und einen kleinen Buchladen betrieben, der ständig in den Miesen war, was wesentlich an den dort regelmäßig stattfindenden Poetry-Slams gelegen hatte. Ihren Gewohnheiten war sie auch hier treu geblieben. Kaum angekommen, hatte sie zwei tägliche Vorlesungstermine für Kinder organisiert und eine Lektüreguppe für ältere Patienten. Sie hatte ein gutes Dutzend leicht ramponierter Exemplare des Romans *Die Brücke von San Luis Rey* von Thornton Wilder mitgebracht, die fleißig im Umlauf waren.

»Wieso ausgerechnet dieses Buch?«, hatte Harper sie einmal gefragt.

»Zum einen, weil es von unerklärlichen Tragödien handelt«, hatte Renée geantwortet, »aber auch, weil es recht dünn ist. Ich dachte mir, dass die meisten Leute hier lieber ein Buch in die Hand nehmen, bei dem sie sicher sind, dass sie es auch zu Ende bringen können. Es bringt ja nichts, mit dem *Lied von Eis und Feuer* anzufangen, wenn man damit rechnen muss,

ziemlich bald in Flammen aufzugehen. Es ist schrecklich unfair, ganz plötzlich aus einer richtig guten Geschichte gerissen zu werden. Jeder will doch wissen, wie es ausgeht. Na gut, in gewisser Weise sterben wir alle mitten in einer guten Geschichte. In unserer eigenen Geschichte. Oder in der Geschichte unserer Kinder. Oder unserer Enkel. Der Tod ist eine ziemliche Zumutung für alle, die spannende Geschichten mögen.«

In der Cafeteria wurde Renée im Allgemeinen als Mrs. Asbestos bezeichnet, weil sie niemals Fieber bekam und auch nicht rauchte. Außerdem rannte sie sofort los, wenn jemand in Flammen aufging, und bemühte sich, die jeweilige Person zu löschen, anstatt wegzulaufen wie alle anderen. Auf jemanden zuzugehen, der brannte, war allerdings gegen die Vorschriften, weshalb sie ständig deswegen verwarnt wurde. Es galt inzwischen als erwiesen, dass schon der bloße Anblick eines brennenden Menschen andere entzünden konnte. Solche Kettenreaktionen gehörten mittlerweile zum Alltag im Portsmouth Hospital.

Harper versuchte, sich von alledem gefühlsmäßig nicht zu sehr beeinflussen zu lassen. Das war die einzige Möglichkeit, diesen Job auszuhalten und Tag für Tag weiterzuarbeiten. Wenn sie zu sehr mit den Patienten litt, wäre sie sehr bald innerlich zerstört und würde wie die anderen zu einer wandelnden Toten werden. Sie durfte nicht zulassen, dass die größten Schätze, die sie in sich trug, zerstört wurden, ihre Unbekümmertheit, ihr Sinn für Humor und ihr Glaube daran, dass Freundlichkeit sich immer auszahlt.

Der Ganzkörperschutzanzug war nicht die einzige Rüstung, die sie jeden Tag anlegte, wenn sie ihren Dienst antrat. Sie umgab sich auch mit einer Art durchsichtiger Schutzhülle aus professioneller Ruhe. Manchmal tat sie so, als wäre alles gar nicht echt, als würde sie sich eine virtuelle Tragödie auf einem Bildschirm anschauen. Es half ihr auch, sich einerseits die Namen der einzelnen Patienten nicht einzuprägen und andererseits immer wieder die Station und damit die Schicksale zu wechseln.

Trotz alledem – wenn ihre tägliche Schicht vorbei war, brauchte sie unbedingt eine halbe Stunde Ruhe. Dann schloss sie sich auf der Damentoilette ein und weinte leise. Das tat sie ganz allein, niemand musste ihr dabei zuschauen. Auch anderen Krankenschwestern ging es so, das Weinen gehörte zur täglichen Routine. Die enge Zelle in der Damentoilette im Keller wurde zu einem Ort, an dem ständig geschluchzt und nach Luft gerungen wurde.

Nur Renée war ein Mensch, dem nicht einmal Harper sich entziehen konnte. Da war nichts zu machen, so sehr sie sich auch bemühte. Vielleicht lag es daran, dass Renée sich Dinge erlaubte, die Harper nicht tun durfte. Renée lernte die Namen aller Anwesenden auswendig und ließ sich jeden Tag auf ein fremdes Schicksal ein. Sie hatte nichts dagegen, dass infizierte Kinder auf ihr herumturnten, egal ob sie rauchten oder nicht. Sie nahm sie auf den Schoß und las ihnen etwas vor. Und sie machte sich genauso viele Sorgen um die Krankenschwestern wie diese um sie.

»Es nützt niemandem etwas, wenn Sie wegen völliger Erschöpfung tot umfallen«, hatte sie einmal zu Harper gesagt.

Es würde auch niemandem nützen, wenn ich es nicht täte, gab Harper in Gedanken als Antwort zurück. *Ich nütze überhaupt niemandem, egal was ich hier tue*. Aber das sprach sie nicht aus. Das wäre nichts weiter als depressives Gerede gewesen, und es war absolut unfair, die eigene Frustration auf einem Menschen abzuladen, der den morgigen Tag womöglich nicht erlebte.

Abgesehen davon, dass Renée jeden weiteren Tag immer noch da war. Und den nächsten

auch. Und den übernächsten.

Dabei hatte sie nicht einmal die Angewohnheit der anderen übernommen, ihre Dragonscale-Male unter Handschuhen oder einem Schal oder einem langärmeligen Hemd zu verstecken. Sie wies ein sehr deutlich sichtbares Muster am Hals auf, das sich in schwarz-goldenen Schleifen wie ein Collier um ihre Kehle zog, und Armbänder davon schlangen sich an ihrem Unterarm bis zum Ellbogen hoch. Ihre Fingernägel lackierte sie abwechselnd schwarz und gold, damit sie dazu passten.

»Es könnte schlimmer sein«, sagte Renée. »Es gibt Krankheiten mit eitrigen Geschwüren oder solche, von denen man inkontinent wird. Oder andere, bei denen die Gliedmaßen verfaulen und abfallen. Und eine Schweinegrippe ist auch nicht gerade sexy. Ich möchte sogar behaupten, dass diese Seuche uns besonders attraktiv macht. Schaut mich an, ich sehe inzwischen aus wie eine Tigerin, finden Sie nicht? Wie eine fette alte Tigerin oder Catwoman, die aus der Form geraten ist.«

»Soweit ich weiß, hatte Catwoman aber keine Tigerstreifen«, meinte Harper, die sich kurz für eine Verschnaufpause auf den Rand von Renées Pritsche gesetzt hatte. Sie deutete auf das Bild von Renées Katze. »Wer kümmert sich denn jetzt um diesen hübschen kleinen Kater?«

»Die Straße«, sagte Renée. »Ich habe ihn ausgesetzt, bevor ich mich eingeliefert habe.«

»Das ist traurig.«

»Na ja, wegen der vielen Feuer sind auch die Mäuse jetzt gezwungen, auf der Straße zu leben. Ich bin mir ziemlich sicher, dass Truffaut es sich so richtig gut gehen lässt. Glauben Sie, die Tiere bleiben übrig, wenn wir verschwunden sind? Die Katzen zum Beispiel? Oder nehmen wir sie mit uns?«

»Die Katzen werden bestimmt durchkommen, und wir auch«, sagte Harper und versuchte, dabei so überzeugend wie nur möglich zu klingen. »Wir sind schlau. Wir werden diese Katastrophe schon irgendwie in den Griff kriegen.«

Renée lächelte wehmütig und schaute sie gleichermaßen amüsiert wie mitleidig an. Harper bemerkte die goldenen Flecken auf ihrer kaffeebraunen Iris. Vielleicht hatte sich die Seuche sogar in ihren Augen festgesetzt, aber vielleicht war das auch bloß ihre natürliche Augenfarbe.

»Wer sagt denn, dass wir schlau sind?«, fragte Renée mit scherzhaftem Unterton. »Das Feuer haben wir zum Beispiel nie wirklich gebändigt. Das dachten wir bloß, und jetzt sehen wir ja, dass es uns beherrscht.«

Im gleichen Moment, ganz so, als sollte damit die Wahrheit dieser Aussage unterstrichen werden, begann ein junges Mädchen auf der anderen Seite des Raums zu schreien. Harper schaute hin und sah, wie zwei Pfleger unverzüglich feuerfeste Decken auf das Mädchen warfen, das verzweifelt versuchte, von ihrer Pritsche aufzustehen. Sie wurde nach unten gedrückt, um das Feuer zu ersticken. Die Flammen züngelten unter den Decken hervor.

Renée schaute sich traurig im Raum um und sagte: »So was Dummes, wo sie doch gerade mit *Ayla und der Clan des Bären* angefangen hat.«

Harper machte immer bei Renée halt, wenn ihre Arbeit sie in den Schlafsaal führte. Sie kam zu ihr, um über Bücher zu reden. Über etwas ganz Normales zu reden, das nichts mit der allgegenwärtigen Feuersbrunst zu tun hatte, verschaffte ihr Erleichterung. Der Besuch bei Renée war inzwischen zu einer täglichen Routine für Harper geworden, obwohl sie